

[B.1] Aufgeschrieben in einem persönlichen Gespräch mit der wissenschaftlichen Mitarbeiterin B. L. Lichter in Dikanka, Gebiet Poltawa, UdSSR.

17. Februar 1945

Suchostat, Olga Fjodorowna – Bewohnerin des Dorfes Dikanka, Anfang 1943 in deutsche Knechtschaft verschleppt, kehrte sie nach der Befreiung aus dieser nach Dikanka zurück.

Ich wurde 1927 in Dikanka geboren; ging fünf Jahre in die Schule und arbeitete danach in der Kolchose. Meine Mutter war Leiterin des Kolchosgartens, und ich arbeitete mit ihr zusammen. Wir lebten gut, es gab Milch und Speck.

Als sie mich nach Deutschland verschleppten, verlor meine Mutter vor Kummer den Verstand und ich glaubte nicht, dass sie überleben würde. Sie verschleppten mich im März 1943. Dreimal bestellten sie mich ein und ich ging damals nur, als sie anstatt meiner meine Mutter mitnehmen wollten. Sie sperrten uns in Güterwaggons, fuhren uns nach Kiew, dann Polen, Deutschland.

In jeder Stadt führten sie uns in einen Baderaum. Wir wurden von der [Hilfs-]Polizei und deutschen Soldaten bewacht. Sie verhielten sich uns gegenüber sehr grob – immer mit Schreien und Schlägen. Wir wurden die ganze Zeit überwacht, selbst zum Waschen begleitete uns die deutsche Wache. Sie zwangen uns, sich vor ihnen auszuziehen und zu waschen. Im Baderaum schmierten sie uns Kalk auf die Köpfe und noch so ein giftiges Zeug, das wenn es in die Augen kam, diese verätzte. Sie verhielten sich uns wie Hunden gegenüber, schlugen uns immer wieder mit Stöcken. Einmal blickte ich mich nach allen Seiten um, suchte eine Freundin, als sie mich plötzlich so mit Gerte und Stock schlugen, dass ich zurückprallte.

Der erste deutsche Ort, den wir erreichten, war Stargard. Dort gab es auch einen Baderaum. Am Samstag kamen wir in Deutschland an. Die Woche verbrachten wir im Lager in Stolp [heute Slupsk, bei Danzig]. Am Sonntag ließen sie uns in Reih und Glied neben dem Bahnhof aufstellen. Die Herrschaften kamen und begannen uns auszuwählen. So kommt ein [deutscher] Herr, geht die Reihe entlang und sucht sich die aus, die ihm gefällt, zahlt ein paar Münzen und nimmt sie mit nach Hause. Einmalig werden 20 Rubel gezahlt, dann drei Rubel im Monat. Einer suchte mich aus, ich ging mit ihm, wir setzten uns in den Zug, fuhren dorthin wo er wohnte.

Wir kamen an. Die Herrin ließ mich nicht ins Haus, sondern trug Wasser heraus. Ich wusch mich, zog mich mit den Sachen um, die ich von zu Hause mitgebracht hatte. Und die ganze Zeit trug ich die Sachen, die ich von zu Hause mitgebracht hatte. Sie gaben uns nur Steckrübenkaffee und 300 Gramm Brot. Und sagten dabei, es wären 300 Gramm, aber sie gaben uns weniger, ein klitzekleines Stückchen.

Nachdem ich mich bei den Herrschaften gewaschen und umgezogen hatte, führte mich der Herr in die Scheune und zeigte das Vieh. Er zeigte, wie viele Schweine er hatte, wie viele Schafe. An Vieh besaß er: fünf Kühe, elf Schweine, vier Schafe, zwei Pferde, einige Hühner und Enten. Der Herr war 53 Jahre alt, die Herrin 48 und sie hatten zwei Kinder, acht und dreizehn Jahre alt. Um das Vieh kümmerte ich mich, ein wenig half der Herr. Die Herrin arbeitete nur im Haus. Um das Vieh kümmerte sie sich nicht und arbeitete auch nicht auf dem Feld.

Mit Mama hatte ich immer im Garten gearbeitet. Mit dem Vieh kannte ich mich nicht aus, ich konnte nicht melken. Die Herrin schimpfte deswegen, dass der Herr so eine genommen hat, weil ich mich zum Melken setzte und nicht melken konnte. Sie war wütend und schrie: „Du russischer Teufel.“ Und der Herr beschimpfte mich so lange, bis ich es gelernt hatte. Die Arbeit war sehr schwer. Ich stand um sechs Uhr auf, mistete aus – bei den Schweinen, Kühen und anderem Vieh, molk die Kühe, machte bei den Pferden sauber, die Scheune. Wenn ich schlecht fegte, beschimpften sie mich. Von der Milch der fünf Kühe behielt [B.2] der Herr nur einen Liter für sich, der Rest wurde verkauft.

Zum Essen gaben sie Kartoffeln, schwarzen Kaffee und ein dünnes Stückchen Brot. Danach arbeitete ich auf dem Feld, bis elf Uhr abends. Du kommst vom Feld gelaufen, melkst die Kühe, mistest das Vieh aus, tränkst das ganze Vieh, fütterst es. Und zusätzlich zwang mich die Herrin bis zwölf, ein Uhr nachts zu spinnen, vorher ließ sie mich nicht gehen. Ohne Erlaubnis war es verboten, sich schlafen zu legen.

Zweimal war ich krank. Du liegst in der Scheune, sie schauen nicht nach dir, geben dir keine Medikamente. Du liegst da wie ein Hund. In die Stadt oder ein anderes Dorf zu gehen, war verboten. Einmal in der Woche trafen sich unsere Mädchen, die in diesem Dorf arbeiteten. Wir dachten immer an die Ukraine zurück und waren traurig. So lebte ich dort zwei Jahre.

Ich hatte einen Winter- und Herbstmantel. Ich verschliss meine ganze Kleidung, und in der ganzen Zeit gab mir die Herrin nur einen alten Mantel und alte Schuhe. Wir gingen dort in Holzschuhen. Und bei der Arbeit macht man sich die Füße so kaputt, dass man nicht mehr laufen konnte. Fliehen war unmöglich. Es gab überall Wachen. Unsere Jungs versuchten zu fliehen, wurden jedoch erwischt. Sie wurden heftig geschlagen und kamen ins Gefängnis. Die übrigen Deutschen im Dorf und die Jugendlichen verhielten sich uns gegenüber sehr schlecht. Sie guckten uns schief an, für sie waren wir keine Menschen. Es gab Fälle, wo sie uns schlugen bis wir umfielen.

In dem Dorf waren viele unserer Mädchen bei anderen deutschen Herrschaften. Wenn wir uns trafen, erzählten wir uns immer die gleichen Geschichten; dass die Herren uns schlugen. Unter der Woche war es uns sogar verboten, miteinander zu reden.

Im Herbst 1943 brachten sie uns zu den Schützengräben. Wir arbeiteten in Ostpreußen, in Pollnow, und gruben Schutzwälle. Danach waren wir in Schneidemühl. Dort lebten wir noch schlechter: In die Erde gegrabene Baracken, kalt, feucht. In den Schützengräben arbeiteten wir drei Monate, beginnend im Herbst

1944. Zu Essen gaben sie uns alle drei Tage nur einen Laib Brot. Dieser kleine Laib und einmal am Tag eine Suppe, reines Wasser. Wir verhungerten einfach.

Danach brachten sie uns nach Polen, Bromberg, noch schlimmer. Erdhütten, wir schliefen auf Stroh. Wir hungerten so sehr, dass, ginge es noch zwei Wochen so weiter, wir alle verhungern. Wir arbeiteten von sechs Uhr früh bis um fünf Uhr, bis zur Dunkelheit. Dann gehst du drei Kilometer bis zur Erdhütte und wieder zurück. Die Polen, die als Deutsche galten,¹ schlugen uns sehr. Sie sprachen Polnisch und Deutsch. Früher schon schlugen sie uns und hier besonders. Blieb man nur stehen, dann schlug der Polizist sogleich mit der Gerte zu. Einmal schlug er mich, ich konnte mich gerade so auf den Beinen halten. Er schrie auf Polnisch: „Nicht stehenbleiben, arbeite!“

Plötzlich sahen wir, dass unsere russischen Jungs frei herumliefen. Und alle Deutschen und Polen flüchteten. Vorher sagten sie uns, wir sollten in die Baracken gehen. Wer will, der solle nach Berlin gehen und von dort weiter, wohin er will. Kaum verließen wir die Baracken, wurden sie angezündet. Und diese russischen Jungs sagten, dass die Front 20 Kilometer von hier sei. Wir gingen durchs Dorf, den Russen entgegen. Im Dorf gab es noch Deutsche. Uns wurde befohlen, zu den Fabriken zu gehen und sie zu zerstören, aber wir gingen nicht.

Am 21. Januar 1945 kam die Rote Armee ins Dorf. Und man befahl uns, ins Hinterland zu gehen. Wir gingen ungefähr sieben Kilometer und blieben dort. Die Soldaten gaben uns zu essen und ließen uns mit den Autos nach Warschau transportieren und dann mit dem Zug weiter über die Grenze. Sie sagten: hier ist die Front, es ist gefährlich für euch. Wir trafen auf sie [die Rote Armee] am Mittag des 21. Januar. Die Panzer kamen ins Dorf, wo wir lebten, nachdem wir die Baracken verlassen hatten. Wir rannten ihnen entgegen. Sie fragten uns aus, woher wir kommen, wer wir sind usw. Sie gaben uns zu essen: Tomaten, Äpfel, Konserven und Brot. Sie gaben uns jede Menge, waren sehr freundlich und erinnerten sich der Ihrigen. Jeder von ihnen, so sagten sie, hatte einen Bruder oder eine Schwester in Deutschland. [B.3]

So hat eines unserer Mädchen ihren Vater getroffen, einen Panzerfahrer. Sie weinte und erzählte ihm alles und sie freute sich, dass sie den Vater traf. Er zog weiter, und sie ging mit uns. Ich wusste nichts über meine Verwandten. Anfangs bekam ich noch vier Briefe und dann anderthalb Jahre nichts mehr und es wurde uns verboten zu schreiben. Im Juni 1943 verboten sie uns zu schreiben.

Aus Warschau brachten sie uns nach Brest. Dort gab es Sammellager, wohin alle aus Deutschland Befreiten hinkamen. Dort wurden wir verhört, überprüft und wer brauchte, bekam Ersatzdokumente. Die Soldaten gaben uns viel Zucker, Getreide, Konserven; sie nahmen uns sehr gut auf. Dann kam ein Oberleutnant zu uns und lud uns ein, mit ihm zu kommen. Und zu anderen Mädchengruppen gingen andere Kommandeure. Er brachte uns in die Stadt. Er ging zu einem Laden, zerschlug das Fenster und führte uns durch das Fenster ins Ladeninnere und sagte:

¹ Ethnische Deutsche, die vor dem Krieg in Polen gelebt hatten, wurden oft „Volksdeutsche“ genannt.

„Mädchen, nehmt euch, was ihr braucht, und zieht euch an.“ Und wir kleideten uns an und nahmen uns, was wir brauchten. Ich bekam drei Kleider, neue Schuhe, Strümpfe und wer keinen Mantel hatte, nahm sich einen und alles, was sie brauchte. So haben uns unsere Soldaten eingekleidet, gaben uns ordentlich zu essen und ließen uns weiterziehen.

Nach Brest machten wir in Kowel Halt. Dort überprüften sie lediglich die Papiere und stempelten sie ab. Danach erreichte ich Kiew. Einen ganzen Tag lang wartete ich auf den Zug. Endlich erreichte ich Poltawa. Und da war auch meine Mutter zu Gast. Es war sieben Uhr morgens. Ich kam in die Wohnung, aber niemand hat mich erkannt. Ich fragte: „Mama, sind Sie das?“ Sie erkannte mich nicht. Und als sie mich erkannte, lief sie mit meiner Schwester zu mir und weinte. Sie hatte schon die Hoffnung aufgegeben, mich lebend wiederzusehen. Sie wuschen mich, fütterten mich und brachten mich ins Bett. Meine Nichte kam zu mir. Man sagte ihr, Tante Olja wäre gekommen. Und sie fragt, welche? Mama war sehr traurig, die ganze Zeit über weinte sie. Als ich nach Deutschland ging, war ich füllig, mit rosigen Wangen, und jetzt sagen Mama und die Schwester: „Olja, wie alt du aussiehst.“ Meine Schwester ist 26 Jahre alt, und ich sehe älter aus als sie. Jetzt erhole ich mich noch und dann fahre ich nach Poltawa zu meiner Schwester.

Als ich Deutschland verlassen hatte, träumte ich immer davon, nach Hause zu kommen. Ich hatte immer noch Angst vor der Herrin. Jetzt träume ich nicht mehr davon. Unser ganzes Dorf ist verbrannt, auch unser Haus und alles, was darin war. Jetzt haben wir nichts mehr. Aber das macht nichts. Ich bin nur froh, zu Hause zu sein.

In Deutschland wurden wir verpflichtet, die Abzeichen zu tragen (das Abzeichen liegt bei). Wer es nicht trug, wurde geschlagen und konnte sogar getötet werden.

Adresse: Welikie Budeschschi, Dikankowski Rajon, Kuliki-Straße.
Empfänger Alexander Iwanowitsch Wassiltschenko, im Namen von Olga Suchostat.
[B.4]